

Clemens Brentano Preis
der Stadt Heidelberg

2002

CLEMENS BRENTANO PREIS 2002

Der mit 10.000 Euro dotierte Clemens Brentano Preis der Stadt Heidelberg, der in diesem Jahr in der Sparte Essay vergeben wird, geht an den 1961 in Tel Aviv geborenen und in Wien lebenden

DORON RABINOVICI.

Er erhält den Preis für sein im Jahr 2001 im Suhrkamp Verlag erschienenen Essayband „Credo und Credit“.

In dem Buch untersucht Rabinovici die Bedingungen, unter denen Juden im heutigen Mitteleuropa leben und zeichnet das komplexe Verhältnis zwischen Juden und Nichtjuden in Geschichte und Gegenwart nach.

Die Jury würdigt in ihrer Begründung die hohe Sachkompetenz des Autors, die Vielfalt der literarischen und historischen Perspektiven und die Offenheit seiner Argumentation.

Der Jury gehörten der Literaturkritiker Helmut Böttiger, der Lyriker Uwe Kolbe, die Lektorin Tatjana Michaelis, der Journalist und Dramaturg Matthias Schubert sowie die Germanistik-Studierenden der Universität Heidelberg Veronika Haas, Stefan Bellemann und Michael Müller an.

Doron Rabinovici ist Schriftsteller, Essayist und Historiker. Er ist mit „Papirnik“ und dem Roman „Auf der Suche nach M.“ bekannt geworden und wurde unter anderem mit dem Preis der Stadt Wien für Publizistik ausgezeichnet.

Der Clemens Brentano Preis wird am 7. Mai 2002 in Heidelberg von Oberbürgermeisterin Beate Weber verliehen. Die Laudatio auf Doron Rabinovici hält der Gründer und Herausgeber der internationalen Literaturzeitschrift *Lettre*, Antonin J. Liehm.

(Begründung nach der Entscheidung der Jury am 8.2.2002)

Impressum:

Herausgeberin:
Stadt Heidelberg, Kulturamt

Redaktion:
Alexandra Eberhard

Satz, Gestaltung:
Amt für Öffentlichkeitsarbeit
Gabriele Schwarz

Druckerei:
Brausdruck, Heidelberg

Auflage:
400 Stück

Textnachweis:
Doron Rabinovici, „Credo und Credit“
(Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2001)

Bildnachweis:
Fotos Seite 6 und 20: Susanne Schleyer

GELEITWORT DER OBERBÜRGERMEISTERIN DER STADT HEIDELBERG



Der Clemens Brentano Preis wird 2002 zum zweiten Mal in der Sparte Essay vergeben. Nach Benjamin Korn, dem der Preis 1998 für seine Essays zuerkannt wurde, ist dieses Jahr mit Doron Rabinovici wieder eine vielbeachtete Persönlichkeit in diesem literarischen Genre ausgezeichnet worden. Der diesjährige Preisträger, bekannt als Historiker, Romanautor, Erzähler und für sein politisches Engagement, hat mit dem Essayband „Credo und Credit“ ein Werk geschrieben, in dem er auf hochdifferenzierte Weise und aus vielen unterschiedlichen Perspektiven heraus mit Fragen der Politik und Literatur umgeht. Im Zentrum seiner Essays stehen vielschichtige Einblicke in das jüdische Leben der Vergangenheit und Gegenwart. Er versteht es, seinen Lesern dieses komplexe Thema zugänglich zu machen und neue Horizonte zu eröffnen, indem er neben anspruchsvollen Betrachtungen auch das Alltägliche einbezieht. Der mit der Muttersprache Hebräisch und der „Adoptivsprache“ Deutsch in Wien aufgewachsene Autor bezieht Stellung, wo andere gerne schweigen. Die „Auschwitzlüge“, die Diskussion um Sinn und Funktion eines Mahnmals und die Banalisierung des Gedenkens werden ebenso thematisiert wie die tabubrechende Wirkung des jüdischen Witzes.

Der in Erinnerung an Clemens Brentano von der Stadt Heidelberg gestiftete Preis für Literatur bereichert das kulturelle Leben der Stadt seit 1993 maßgeblich. Mit ihm werden wechselweise für Erzählung, Roman, Lyrik und Essay Autoren ausgezeichnet, deren schriftstellerische Werke die Aufmerksamkeit einer breiten Öffentlichkeit und weitere Förderung verdienen. Eine weitere Besonderheit dieses Preises ist die Zusammensetzung der Jury. Unter der Anleitung eines Dozenten wird am Germanistischen Seminar der

Universität Heidelberg im Rahmen einer Lehrveranstaltung zum Brentano Preis in einer langen und intensiven Vorbereitungsphase von den studentischen Teilnehmern Neuerscheinungen gesichtet und diskutiert. Aus ihrer Mitte werden drei Studenten ausgewählt, die sich in der Jurysitzung mit den anderen Mitgliedern der Jury, von Beruf Verlagslektoren, Autoren, Literaturkritiker oder Dramaturgen, austauschen.

Ich freue mich sehr, dass der Gründer und Herausgeber der internationalen Literaturzeitschrift *Lettre*, Herr Antonin J. Liehm, die Laudatio auf Doron Rabinovici halten wird.

Herzlich danken möchte ich den studentischen Juroren des Germanistischen Seminars, Frau Veronika Haas, Herrn Stefan Bellemann und Herrn Michael Müller, und den Leitern des Seminars, Herrn Dr. Peter Gebhardt und Herrn Michael Braun, sowie den Jurymitgliedern Frau Dr. Tatjana Michaelis, Herrn Dr. Helmut Böttiger, Herrn Uwe Kolbe und Herrn Matthias Schubert und allen weiteren Beteiligten für ihr Engagement.

Ich wünsche Herrn Doron Rabinovici weiterhin viel Erfolg und hoffe, dass seinen Worten Gehör und seinem eindrucksvollen Werk viel Beachtung geschenkt wird.

Beate Weber
Oberbürgermeisterin

WER ESSAYS SCHREIBT, KOMMT VON AUSSEN, VON ANDERSWO

Ein Gespräch mit Doron Rabinovici



?: In Ihrem Essay „Die Bücher der Eltern“ erzählen Sie von Ihrer literarischen Biografie als junger Leser. Gleichmaßen interessiert mich Ihre literarische Biografie als Autor. Wie kamen Sie zum Schreiben?

Doron Rabinovici: Ich schrieb bereits früh Gedichte, und zwar statt für die Schule zu lernen. Im Bankfach, während des Unterrichts, arbeitete ich an meinem ersten Theaterstück. Zum

Leidwesen der Mitschüler, denen ich in der Pause meine neuesten Texte vorlas.

?: Sie „denken, zählen und erzählen in Deutsch“, „Adoptivdeutsch“ wie Sie schreiben. Ihre Muttersprache ist Hebräisch. In welcher Sprache sind Sie zu Hause?

Doron Rabinovici: Dem Deutschen bin ich seit meiner Kindheit verschrieben und in dieser Sprache fühle ich mich zu Hause. Die ersten Wörter, die ich hörte, die ich bereits verstand, ehe ich wusste, was sie bedeuteten, waren jedoch hebräisch. Deswegen verbinde ich meine frühesten Erinnerungen und Empfindungen mit Hebräisch.

?: Sie kamen 1964 von Tel Aviv nach Wien. Ein Leben zwischen zwei Sprachen, Kulturen und Kontinenten. Wie hat das Ihren Lebensweg geprägt?

Doron Rabinovici: Ich bin ein nationaler Doppler, ein hochprozentiges Gemisch, ein Kind der Migration. Meine Identität ist eine Melange, und das bringt mich dazu, in mir immer auch einen

anderen zu erkennen. Meine Mutter stammt aus Wilna. Sie überlebte die Vernichtung. Mein Vater kommt aus Rumänien. Er erreichte auf einem Flüchtlingschiff Palästina. Mein Bruder arbeitet als Arzt in Israel. Seine Studien und Vorträge verfasst er in Englisch, Hebräisch oder Deutsch. Ich glaube, er erzählte mir einst, er träume jeweils in der Sprache, die er kurz vor dem Einschlafen noch hörte. Meine Freundin versteht außer ihrer deutschen Muttersprache Englisch und Singhala, studiert Französisch und weiß sich gar in Lingala zu helfen. Alle mir nächsten Menschen leben zwischen den Sprachen, Kulturen und Kontinenten.

?: Ihre hoch gelobte wissenschaftliche Studie über den Wiener Judenrat 1938 – 1945 mit dem Titel „Instanzen der Ohnmacht“ fand eine enorme Aufmerksamkeit in den Medien. Wie haben Sie dieses Thema „gefunden“?

Doron Rabinovici: Ich konnte daran gar nicht vorbei. Bereits in meiner Wiener jüdischen Jugendbewegung, dem linkszionistischen „Haschomer Hazair“, spielten wir bestimmte Gerichtsverfahren nach. Einer gab den Richter, ein anderer den Angeklagten; da waren ein Verteidiger und ein Kläger. Ich entsinne mich eines Falles, ich dürfte im elften Lebensjahr gewesen sein. Einer von uns, kaum älter als siebzehn, stand als „Judenältester“ vor Gericht. „Partisanen“ sagten gegen ihn aus. Andere „Überlebende“ zeugten für ihn. Mitten im Österreich der frühen siebziger Jahre stellten die größeren Jugendlichen eines jener jüdischen Ehrentribunale nach, wie sie ab 1945 in verschiedenen Ländern errichtet worden waren. Manche unserer Eltern mochten an solchen Verhandlungen teilgenommen haben. Die Diskussion um die Judenräte berührte uns, rührte nämlich nicht bloß an das jüdische Selbstverständnis nach 1945, prägte nicht nur die israelische Politik seit Jahrzehnten, sondern verdeutlichte zudem, dass der Mensch im Zuge seiner Vernichtung sogar der Würde des Opfers beraubt wurde. Die jüdischen Funktionäre mussten scheitern, als sie versuchten, sich in die nazistischen Täter hineinzudenken. Aus der Warte der jüdischen Administration wird offenkundig, dass das, was den Opfern geschah, jenseits aller rationalen Vorstellung liegt.

?: Wie entscheiden Sie sich, ob Sie eine bestimmte Thematik wissenschaftlich oder literarisch abhandeln wollen?

Doron Rabinovici: Wenn ich nach einer eindeutigen Antwort suche, dann bietet sich die wissenschaftliche Methode eher an. Wenn es um die Ermittlung der Fragen geht, wenn es darum geht, Neues zur Sprache zu bringen, wähle ich die literarische Auseinandersetzung. In der Literatur will ich nicht aufzeigen, wie es war, sondern was wohl geschehen sein wird.

?: Mit seinen skeptischen Lebensbetrachtungen begründete Michel de Montaigne eine neue literarische Gattung. Er nannte seine „Gedankenspiele“ Essais, Versuche. Ist für Sie als Historiker und zugleich Schriftsteller ein Essay die ideale literarische Form für den Versuch, Ihre Reflexionen über ein bestimmtes Thema zum Ausdruck zu bringen?

Doron Rabinovici: Ja, denn wer Essays schreibt, betreibt permanente Grenzüberschreitung, kommt von außen, von anderswo. Seine Sprache ist den Fachbegriffen nicht verpflichtet. Die Arbeit in diesem Genre bleibt offen und frei. Der Essay sehnt sich nicht nach der allumfassenden Antwort oder einer totalitären Lösung. Das Problem wird erörtert, die Frage untersucht.

?: Die Konzeption des Buches und die Anordnung der Texte lässt vermuten, dass Sie Ihre unter dem Titel „Credo und Credit“ zusammengefassten Texte eigens für einen Essayband geschrieben haben. Oder hat sich erst nach dem Schreiben einzelner Essays herausgestellt, dass die Texte prädestiniert für einen ganzen Band sind?

Doron Rabinovici: Erst nach dem Schreiben der ersten Texte wusste ich, dass da ein Band entsteht.

?: Besonders Ihre Essays zur politischen Situation in Österreich sind auch als Ausdruck Ihres Widerstands zu verstehen. Außerdem haben Sie Ihrem Essayband den Untertitel „Einmischungen“ gegeben. Ist für Sie das Bedürfnis, Widerstand leisten bzw. sich

einmischen zu wollen, der Motor oder sogar zwingende Voraussetzung für Ihre schriftstellerische Arbeit?

Doron Rabinovici: Nein, ich brauche die Politik nicht, um zu schreiben, aber da ich ein politischer Mensch bin, kann ich nicht anders, als unter anderem über die politische Situation zu schreiben. Ob Artikel, Reden, Essays, historische Studien oder Geschichten, ich schreibe im Affekt, aufgrund eines inneren Drangs.

?: Die von Ihnen bereits veröffentlichten Werke lassen den Historiker und politischen Aktivist erkennen. Wäre es für Sie denkbar, auch unabhängig von dieser Profession einen literarischen Text zu verfassen?

Doron Rabinovici: Ich weiß nicht, ob etwa alle meine Stories im Band „Papirnik“ den Historiker und politischen Aktivist erkennen lassen. Wie aber meine Geschichten gelesen werden, kann ich am wenigsten beurteilen.

?: Welche Rolle spielt für Sie der Leser? Kann man sagen, dass Sie sich in der Politik offensiv engagieren, als Essayist jedoch eher auf die Methoden der Dialektik zurückgreifen und dem Leser, auch dem nicht-involvierten, damit ein eigenes Fazit ermöglichen möchten?

Doron Rabinovici: Der Schreiber muss vom Unterschreiber unterschieden bleiben. Im Literarischen kommt das Wort über mich, in der Öffentlichkeit muß das Wort über die Bühne kommen. Am Schreibtisch, in aller Stille kann das Unerhörteste zu Papier gebracht werden, denn der Schriftsteller erreicht jeden Leser einzeln, in einem ruhigen Moment, jenseits aller Parteiungen. Da geht es vornehmlich um Intimität und um Sprache als individuelles Bekenntnis.

?: Nochmals zu Ihren politischen Aktivitäten: Sie haben bereits 1999 vor einem Österreich gewarnt, in dem mit Ressentiments und Ausgrenzung Politik gemacht wird und die Demokratie am Rande steht. Dass diese Warnungen gestern wie heute gelten, wird auch in Ihren Essays deutlich. Wie waren die Reaktionen darauf?

Doron Rabinovici: Die Kritik wurde von vielen als Hysterie abgetan. Manche wollten auch nicht sehen, dass ich meine Warnungen vor rassistischem Populismus nicht erst seit der Bildung der Koalition mit den Freiheitlichen äußerte, sondern bereits unter der vorherigen Regierung gegen eine Politik des Ressentiments protestierte. Leider werde ich durch die Entwicklungen bestätigt, ja in meinen Voraussagen gar übertroffen. Und wo blieb der „Demokratisierungsschub“, den jene versprochen, die vor einem Jahr vom ganz normalen Regierungswechsel plauschten? Wir erleben derzeit in Österreich, und zudem in Italien, eine Aushöhlung und Entwertung der Demokratie.

?: Wie erleben Sie die Auseinandersetzung zu diesem Thema heute? Und wie erleben Sie sich selbst in dieser Auseinandersetzung?

Doron Rabinovici: Ich beteilige mich an den hiesigen politischen Auseinandersetzungen, aber in den Augen der heimischen Mehrheit bin ich kein echter Österreicher und werde es nie sein. Als Citoyen und Individuum habe ich mich jedoch zu entscheiden, ob ich gegen die Politik des Ressentiments auftrete oder nicht. Antirassismus wird nicht genetisch vererbt, wie etwa Sommersprossen. Was bedeutet es, dass einer, der Flüchtlingen hilft, der Enkel eines Kriegsverbrechers ist? Wesentlicher ist, ob sich jemand für Opfer von Diskriminierung einsetzt oder gegen sie, und das ist eine Frage, die jeder für sich alleine bloß klären kann.

?: Eines der Hauptthemen Ihrer Essays widmet sich der Schwierigkeit des Erinnerens. Wird in Ihren Augen „Die richtige Art des Erinnerens“ in Österreich und Deutschland gleichermaßen kontrovers diskutiert?

Doron Rabinovici: Die Situation in Österreich und Deutschland ist unterschiedlich. Die österreichischen Medien sind mit den deutschen kaum zu vergleichen, da Boulevard und Populismus die offene Auseinandersetzung in Österreich einschränken. In beiden Ländern dient aber die berechtigte Diskussion über „die richtige Art des Gedenkens“ als Vorwand, das Erinnern zu diskreditieren.

?: Wien hat es, Berlin noch nicht. Hält das Mahnmal auf dem Judenplatz in Wien die Diskussion am Leben, oder ist das Mahnmal der befürchtete Abschluss einer wichtigen Auseinandersetzung?

Doron Rabinovici: Nein, Wien hat nun endlich, was in Berlin längst existiert. Das Wiener Denkmal ist eine Erinnerungsstätte für die ermordeten Wiener Juden. Das Berliner soll eines für alle ermordeten Juden werden. Ein Denkmal für die Berliner ermordeten Juden gibt es ja, soviel ich weiß, bereits seit Jahren auf dem Koppenplatz. Wien war also der Nachzügler, aber damit will ich nichts gegen das Wiener Mahnmal sagen. Es war keineswegs der befürchtete Abschluss. Im Gegenteil, das Monument ist Ausdruck einer Auseinandersetzung, die nicht und nicht zu Ende geht, und immer, wenn der Herzensruf nach einem endgültigen Schluss der Debatte ertönt, ist er nichts als der unfreiwillige Auftakt zum Neubeginn. Es ist, als würde einer in einem vollen Saal ausrufen: „Bitte, denken Sie jetzt fünf Minuten nicht an Läuse.“ Sogleich kratzten sich die meisten am Kopf.

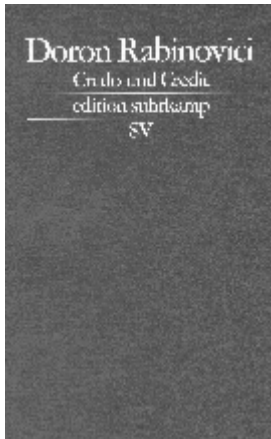
?: Der Brentano Preis ist nicht nur als Auszeichnung eines bereits erschienenen Textes, sondern auch als Förderpreis und Ansporn für zukünftige literarische Werke des Preisträgers zu verstehen. Planen Sie bereits ein neues literarisches Projekt?

Doron Rabinovici: Ich schreibe derzeit an einem Roman. Zudem arbeite ich an neuen Kurzgeschichten.

Dafür wünschen wir Ihnen viel Erfolg und danken für das Gespräch.

Das Gespräch mit Doron Rabinovici führte Alexandra Eberhard

TEXTAUSZUG AUS DEM ESSAYBAND „CREDO UND CREDIT“



Der Spiegel der Finsternis

*Schattenspiele oder Die richtige
Art des Erinnerns*

Vor dem Mahnmal kam der Streit. Der Streit um das Mahnmal am Wiener Judenplatz war ein Kampf um Erinnerung und Gedenken, um Kunst und Ästhetik, um Fiakerrouen und Parkplatzbeschaffung, um Ideologie und Tagespolitik, um persönliche Macht und ganz intime Geschichten. Der Zank etwa zwischen den Überlebenden, Simon Wiesenthal und Leon Zelman währt seit zumindest drei Jahrzehnten, ist vielleicht älter als Rachel Whiteread, die britische Architektin des Monuments.

Älter als jeder Streit ist aber die Klage über sein Ausbleiben. Dieses Lamento über den Mangel an Auseinandersetzung will nicht verklingen, und das ist auch gut so, denn die meisten Dispute kommen hierzulande ohnehin nicht zur Sprache. Persönliche Zwistigkeiten verdecken die sachlichen Differenzen. Worum es eigentlich ging, wird mit der Zeit unklar. Es braucht keine Worte mehr, um präventiv beleidigt zu sein. Wer vorneweg unerhört aufzutreten scheint, dem wird auch nicht mehr zugehört.

Im Zuge der Diskussion um das Mahnmal am Wiener Judenplatz wurde nicht selten auf die gleichzeitige Debatte um das Denkmal in Berlin verwiesen. Dort sei, hieß es, intensiver und grundlegender erörtert worden, woran und wie erinnert werden müßte. Ohne Zweifel kann die Öffentlichkeit in Deutschland nicht mit jener in Österreich verglichen werden, die vom Boulevard, von der Stimmungsmache der »Kronenzeitung«, dem Zentralorgan des Ressentiments, beherrscht wird. Dem Feuilleton deutscher Medien gehört die Aufmerksamkeit der wiedervereinigten Republik und ihrer Spitzen-

politiker. Dennoch sollte die Ausführlichkeit des Berliner Streites nicht zu falschen Schlüssen führen. Nicht bloß ernste Sorgfalt ließ die Diskussion ausufern. In Wahrheit offenbarte etwa in der Rede Martin Walsers und in manchen Reaktionen auf sie, daß viele im neuen Deutschland sich von den alten Bürden der Bonner Republik lossagen wollen. Noch ist unklar, was Berlin Mitte politisch und architektonisch sein wird. Ein Initiator des Unternehmens, Walter Jens, wollte das Projekt mit einem Mal verhindern. Ob dafür oder dagegen gestritten wurde, hinter den meisten Stellungnahmen verbarg sich ein betulicher Perfektionismus, der alles oder nichts, ein letztgültiges Monument oder seine Verhinderung wollte. Es wurde einst zu Recht gesagt, die Diskussion um das Denkmal sei wichtiger als seine Verwirklichung. Mit der Zeit jedoch versandete die Debatte in schierer Lächerlichkeit, denn wo niemand nach Entscheidung strebt, scheint entschiedenes Denken nicht gefragt.

Der Vergleich zwischen Wien und Berlin unterschlug die wesentlichen Unterschiede zwischen beiden Projekten. In der neuen Hauptstadt der wiedervereinigten Bundesrepublik war ein gigantisches Bauwerk geplant worden, mit dem an die Verbrechen der Nationalsozialisten und die jüdischen Opfer des systematischen Massenmordes gedacht werden sollte. Das Unternehmen übertraf jede kommunale Dimension; ja, es sprengte auch den nationalen Rahmen. Im neuen Zentrum Deutschlands sollte das gewaltigste Gedenkfeld der Welt entstehen. Nicht wenige stießen sich an der Monströsität des Vorhabens, das manche an teutonischen Größenwahn gemahnte, viele fürchteten eine sogenannte Endlösung der Erinnerung.

Nichts von alledem prägte die Diskussion in Wien. Hier ging es um ein örtliches Gedenken an die ermordeten Juden des Landes. Gewiß, die Donaumetropole war einst die Stadt im deutschen Sprachraum mit dem stärksten jüdischen Bevölkerungsanteil gewesen, aber die Debatte in Wien konnte nicht dieselbe Schärfe wie in Deutschland gewinnen. Denn in Österreich wurde nicht um ein Mahnmal von übernationaler Bedeutung gestritten, sondern um eine kommunale Entscheidung. In deutschen Städten gibt es bereits viele ähnliche Mahnmale für die ermordeten Juden in den Gemeinden und Ländern, und kaum irgendwo wurde heftig um sie gekämpft, da dort selbstverständlich schien, an die ermordeten Bürger zu erinnern.

Von Österreich ist weltweit bekannt, daß es lange Jahre jegliche Verantwortung für die nationalsozialistischen Verbrechen ablehnte. Da das Alpenland nichts als das allererste Opfer Hitlers gewesen sein wollte, mußten die Juden, die auf der Rangliste der Nationalsozialisten die primären Opfer gewesen waren, ausgeblendet und verleugnet werden; deshalb mußte mit aller Macht und zuweilen mit antisemitischen Ressentiments gegen die Erinnerung angekämpft werden. Um solch eine Staatsdoktrin aufrechtzuerhalten, galt es über die Leichenberge der Ermordeten hinwegzuschreiten. Wer nach Denkmälern des Gedenkens im Österreich der fünfziger und sechziger Jahre sucht, wird in jedem Dorf alleweil nur auf sogenannte Kriegerdenkmäler stoßen, auf denen zu lesen ist, die angeführten Männer, Soldaten der deutschen Wehrmacht, wären für ihre österreichische Heimat gestorben.

Von dem Massenmord an den Juden war nirgends die Rede. Das antifaschistische Mahnmal am Wiener Morzinplatz rechnete die jüdischen Ermordeten kurzerhand dem patriotischen Widerstand gegen das »Dritte Reich« zu. Auf diese Weise wurde verschwiegen, daß die Juden nicht für Österreich gefallen, sondern von antisemitischen Landsleuten verfolgt und vernichtet worden waren. Zudem konnte solcherart auch der spärliche österreichische Widerstand aufgebläht werden. Doch die Opfer starben nicht freiwillig und für eine Idee. Die Opfer wurden nicht ermordet, weil sie Österreicher sein wollten. Im Gegenteil, die Verfolgten wußten ja gar nicht, wie ihnen geschah, konnten nicht fassen, was ihnen angetan wurde. Sie verstanden nicht, und das ist ihnen nicht zu verdenken, welchen Sinn es haben könnte, ihre Arbeitskraft nicht zu nutzen, sie nicht auszubeuten, sondern zu ermorden.

Das Monument Alfred Hrdlickas am Albertinaplatz nahm jüdische Befindlichkeiten überhaupt keine Rücksichten. Ein steinerner Jude mit Bart kauert am Platz und soll in dieser gedemütigten Haltung an die Pogrome des Jahres 1938 erinnern. In diesem Arrangement fehlt etwas. Es sind die Täter. Sie bleiben ausgespart. Das Opfer in seiner Erniedrigung ist hingegen zur Schau gestellt. Eine Miniatur des Juden konnte käuflich erstanden werden; manche meinten, die kleinen Plastiken würden als Briefbeschwerer verwendet werden. Der Künstler selbst aber beklagte sich darüber, daß Juden sein Kunstwerk kritisierten, weil ihnen aufgrund des religiösen Bil-

derverbots das Verständnis für visuelle Ästhetik fehle. In einem Streit wünschte er Wolf Biermann »die Nürnberger Rassengesetze an den Hals«. »Gegen Faschismus und Krieg« hatte Hrdlicka sich wenden wollen, der Nationalsozialismus und der systematische Massenmord wurden im Namen des Bauwerks jedoch nicht erwähnt. Auf den Schlußstein des Denkmals ist die Unabhängigkeitserklärung Österreichs eingemeißelt. Das Mahnmal wurde dort errichtet, wo einst ein Haus gestanden hatte, und dessen Bewohner, Bombenleichen, liegen noch unter den Steinen. Zu diesen Toten, zu den Opfern des alliierten Luftbombardements, paßt vor allem das Monument gegen »Faschismus und Krieg«. Auf diese Weise wurde die Vernichtung mit dem Krieg verschränkt und vermengt.

Erst auf dem Judenplatz sollte insbesondere der jüdischen Ermordeten erinnert werden. Viele Einwände gegen das Projekt bedienten sich keiner kritisch ästhetischen Argumente; die Anrainer erklärten, sie fürchteten sich vor antisemitischen Anschlägen gegen das Mahnmal; der Vorsteher des ersten Bezirkes gab zu bedenken, daß die Fiakerroute Wiens gestört werden könnte; einige sorgten sich um den schönen mittelalterlich anmutenden Ort; selbstverständlich hintertrieb ebenso die FPÖ das Unternehmen. Andere äußerten wichtige und substantielle Bedenken gegen das Mahnmal. In Zeitschriften und auf Symposien wurde gefragt, ob solch ein Monument das Erinnern nicht entäußere, die Beschäftigung mit der Vergangenheit nicht eher endgültig entsorge. Hier, so wurde etwa eingewendet, würde dem Gedenken ein Schlußstein gesetzt.

Isolde Charim wies etwa darauf hin, daß die Vorhaben in Berlin und Wien sich zwar auf das jüdische Erinnerungsgebot beriefen, jedoch deren Traditionen negierten. Das Bilderverbot des Judentums verlangt eigentlich eine andere Form der Auseinandersetzung. Das Pessachfest etwa zelebriert den Auszug aus Ägypten, indem Geschichte vergegenwärtigt wird. Der jüngste Sohn soll Fragen stellen, und das Familienoberhaupt muß dem Kind sagen, er selber, der Vater, sei von Gott befreit worden. Was geschah, wird in einem Abendmahl versinnbildlicht, wird den Kleinsten aufgetischt und ihnen einverleibt. Charims gewichtiges Argument zielt gegen ein sinnbildendes Objekt des Gedenkens, das an die Stelle der Erinnerung tritt. Zudem droht jedes Mahnmal zu markieren, was nach seiner Fertigstellung getrost vergessen werden kann.

Wer sich auf das jüdische Erinnerungsgebot beruft, muß aber nicht zwingend die Traditionen jüdischer Kultur befolgen. Ist es nicht das Recht künstlerischer Auseinandersetzung, sich dem Vermächtnis zu verschreiben, doch gegen seine Überlieferung und formalen Regeln zu rebellieren? Gewiß, aber dann müßte im einzelnen geklärt sein, was der Regelverstoß inhaltlich bedeutete. Yad Vashem in Jerusalem ist etwa trotz seiner zahlreichen Bildwerke und Gedenkfelder ein unzweifelhaft jüdischer Versuch des Erinnerns. Das Problem, dem wir uns gegenüber sehen, fordert zwar eine Diskussion der Methodik und Ästhetik, läßt sich aber dadurch nicht lösen. Es gibt keine endgültig richtige Art des Erinnerns an Auschwitz. Daß keine unserer Vorstellungen an das Leid der Opfer des Mordprozesses heranreicht, bedeutet nicht, daß uns nicht dennoch Bilder davon beherrschen, daß sie in uns vorherrschen - jenseits alles Erfahrbaren und Geschehenen. Deshalb können wir uns der Bilder nicht erwehren, selbst wenn wir sie auszusparen versuchen.

Hinter all diesen Überlegungen scheint eine Frage auf, die in verschiedenen Varianten die Diskussion beherrschte, nämlich wie jüdisch und wie nichtjüdisch das Mahnmal am Judenplatz zu sein hätte. Das Unternehmen war von Simon Wiesenthal eingefordert und vorgeschlagen worden, doch sollte es von Anfang an zu einem Projekt der Stadt Wien werden. Die Israelitische Kultusgemeinde versuchte diese Tatsache wiederholt zu betonen und war teils gegenüber dem Vorhaben gespalten. Innerhalb der jüdischen Gemeinschaft wurde über den Standort, den Entwurf von Rachel Whiteread, über das Wesen solch eines Mahnmals gestritten, aber auch darüber, ob diese ganze Auseinandersetzung überhaupt ein jüdisches Thema sein sollte. Mit der Zeit rangen sich die meisten Wiener Juden und ihre Vertreter zur Meinung durch, das Monument sollte nicht ihr Thema sein, sondern eines der nichtjüdischen Wiener. Die Juden brauchten an den Massenmord nicht eigens erinnert zu werden. Im Gegenteil, das gegenwärtige Wien konnte nicht vergessen machen, was einst hier geschehen war.

Die Kultusgemeinde erklärte, das Mahnmal sei nicht Sache der Juden, sondern der ganzen Stadt, doch gleichzeitig wurde allzu offensichtlich, daß das Denkmal und die Diskussion darüber den Juden dennoch ein Anliegen war. Die Stadt Wien wiederum suchte das Einverständnis der jüdischen Funktionäre und wollte sich auf sie

berufen können, doch deren unausgesprochener Wunsch war, daß unaufgefordert das Richtige von Seiten Wiens geschähe.

Es war, als würde ein Geburtstagskind gefragt werden, ob es sich eine Überraschungsparty wünsche. Die Frage selbst führt in die Ausweglosigkeit. In solchen Situationen versichert beinahe jeder, ganz bescheiden, er wolle, daß für ihn kein Fest arrangiert werde, man solle sich seinetwegen bloß keine Umstände machen. »Am liebsten würde ich mit einigen wenigen Freunden nur Tee trinken. Am Nachmittag. Während einer Arbeitspause.« Wehe, wenn dem entsprochen wird.

Die Wiener Juden wollten, daß die Erinnerung an die Ermordeten zu einem heimischen, nichtjüdischen Verlangen werden möge. Sie reagierten wie der Jubilar im Beispiel, indem sie versicherten, daß sie an einem Wiener Denkmal für die Opfer des Massenmordes gar kein besonderes Interesse hätten. Gleichzeitig nahmen sie mit Bitterkeit zur Kenntnis, daß in den Straßen der Donaumetropole sich zwar nicht wenige Bauwerke finden, die weltberühmte Antisemiten lobpreisen, aber keines, daß sich den Verbrechen an den Juden widmet. Die jüdische Gemeinde wollte von jener Stadt, die sie bereits so oft enttäuscht hatte, positiv überrascht werden, aber aufgrund ihrer bisherigen Erfahrungen mißtraute sie ohnehin allen freundlichen Beteuerungen der heimischen Politik, der Shoa gedenken zu wollen.

In der Debatte rund um das Mahnmal kam auch der Zwiespalt jüdischer Existenz in Wien zum Ausdruck. Zum einen verdeutlicht das jüdische Leben hier, daß der Nationalsozialismus und seine Verbrechen nicht obsiegten. Noch leben Juden in diesem Land, und am Judenplatz soll den Opfern ein Monument gewidmet werden. Doch dieses Leben am einstigen Tatort bestärkt die eigene Wiener jüdische Identität, und wer vergessen will, wird immer wieder durch ideologische Geschichtsbeschwörungen und durch rassistische Kampagnen an die Vernichtung erinnert.

Die Zurückhaltung der Israelitischen Kultusgemeinde in der Auseinandersetzung war jedoch nicht bloß das Ergebnis einer Ambivalenz, sondern machte vielmehr klar, daß ein Wiener Mahnmal für die toten Juden keines für die Lebenden ist. Die heutigen Juden wollten nicht wandelnde Denkmäler, nicht bloße Stellvertreter der Vergasteten sein.

Aber kann die nichtjüdische Trauer um die Ermordeten in Wien glaubhaft scheinen? Vergessen wir für einen Moment den antisemitischen Bürgermeister Karl Lueger; lassen wir für einen Augenblick die Pogrome des Jahres 1938 beiseite; sprechen wir nicht von Kurt Waldheims Lügen. Die Gegenwart genügt. Wie wirkt das Denkmal in einer Stadt, in der wenige Monate vorher eine rassistische Wahlkampagne durchgeführt und auf signalgelben Plakaten ein »Stopp der Überfremdung« verlangt wurde? Wie wird dieses Mahnmal international aufgenommen werden, nachdem dieser Wahlkampf mit Ministerposten belohnt wurde? Welchen Bedeutungswandel erfährt das Monument unter einer Regierungskoalition mit jenen Freiheitlichen, die bislang gegen das Mahnmal kämpften, deren Führer von der nazistischen Beschäftigungspolitik zu schwärmen wußte und Konzentrationslager als Straflager bezeichnete? Von einem Tag zum anderen waren im Februar 2000 alle verantwortungsvollen Bekenntnisse der vorherigen Jahre, sämtliche Versicherungen österreichischer Verantwortung gegenüber der Geschichte schal geworden. Was nutzen da etwaige Präambeln? Im Gegenteil, sie konnten dem Ansehen des Landes höchstens schaden. Jede Wahrheit über die heimische Vergangenheit wird zur Halbwahrheit, wenn ein Freiheitlicher sie mit schiefem Feixen wiederholt und damit der eigenen Klientel signalisiert, daß ihn jedes antifaschistisch Bekenntnis nichts als ein Lächeln kostet und keineswegs ernst gemeint ist. Daran kann Wolfgang Schüssel nichts ändern; Jörg Haider ist glaubwürdig, wenn er bei ehemaligen Kameraden der Waffen-SS auftritt oder gegen Afrikaner hetzt, aber nicht, wenn er sich für Äußerungen entschuldigt, die ihm »zugeschrieben werden«.

In diesem Umfeld, das ein politisches ist, entstand das Denkmal. Das allein wäre noch kein österreichisches Spezifikum. Die Errichtung des Gedenkfeldes in Berlin verzögert sich, und zuweilen scheint es, als hätte die Bundesrepublik mit einem Mal wenig Lust, das Projekt fertigzustellen. Es ist kein Zufall; die berechtigten Bedenken gegen eine Kultur des Zeremoniellen und eine Kunst des Monumentalen werden in der Öffentlichkeit erst rezipiert, wenn es um die Erinnerung an den verwalteten Massenmord geht. Überall, in allen Städten und auf allen Kanälen, triumphieren Event und Kitsch. Verständlich, wenn zumindest die Darstellung der nazistischen Verbrechen vor einer medialen Banalisierung bewahrt wer-

den soll, aber die Angst vor der Ritualisierung und Verkitschung des Gedenkens wird nun gegen jegliches Erinnern ausgespielt.

Auch die Fertigstellung des Wiener Denkmals brauchte länger als erwartet. Wer jedoch meinte, das Monument auf dem Judenplatz würde die Debatte über die österreichische Vergangenheit abschließen, vergaß die heimische Gegenwart. Whitereads Kunstwerk steht an einem Ort, der kein Vergessen zuläßt. Letztlich wird geschehen, was bereits Routine ist. Jedesmal wenn einer, etwa ein österreichischer Populist, das Ende der Debatten und das endgültige Wegschauen fordert, beginnt das Aufsehen und die Debatte von neuem. So zwingen uns die Aufklärer wider Willen zur Beschäftigung mit den nationalsozialistischen Verbrechen, von denen sie nichts mehr hören möchten.

Das Mahnmal ist ein Hinweis darauf, was Platz hat und Raum beanspruchen kann in unseren Städten. Das Monument ist Dokument einer Auseinandersetzung. Gewiß, das Bauwerk kann nicht »glücken«, so künstlerisch interessant es auch ist; es muß vor einer unlösbaren Aufgabe scheitern, aber es zeugt vom Ergebnis einer Auseinandersetzung, vom vorläufigen Stand des kommunalen Bewußtseins. Es ist ein Kristallisationspunkt im Spannungsfeld österreichischer Polarisierung. Hier ist das Kunstwerk Whitereads ein Stein des Anstoßes und ein Zentrum des Disputs. Vor dem Mahnmal gab es Streit, und, keine Sorge, die Debatte über jene Vergangenheit, die in Österreichs Gegenwart ragt, wird lange Jahre nach Errichtung des Monuments noch nicht abgeklungen sein.

DER PREISTRÄGER



Doron Rabinovici wurde 1961 in Tel Aviv geboren und siedelte 1964 mit der Familie nach Wien um. Vielseitig, wie das Studium der Medizin, Psychologie, Ethnologie und der Geschichte, das er ab 1979 an der Universität Wien aufnahm, ist auch sein literarisches und wissenschaftliches Schaffen als Schriftsteller, Historiker, Publizist und politischer Aktivist. Als Literat bekannt wurde der Preisträger mit dem Erzählband „Papirnik“ (1994) und dem Roman „Suche nach M.“ (1997). Der Historiker Rabinovici

meldet sich 1999 mit einer hochgelobten Studie über die Arbeit des Wiener Judenrates in den Jahren 1938-45 mit dem Titel „Instanzen der Ohnmacht“ zu Wort. Er ist Mitherausgeber der Anthologie „Österreich. Berichte aus Quarantainen“, in dem verschiedene Autoren zur aktuellen politischen Situation Österreichs Stellung nehmen. Doron Rabinovici ist Mitbegründer des Wiener Freundeskreises der israelischen Friedensbewegung „Schalom Aschaw - Peace Now“ sowie der „Demokratischen Offensive“ und seit 1986 Vorstandsmitglied des Republikanischen Clubs „Neues Österreich“.

Ausgezeichnet wurde er u.a. mit dem Ernst-Robert-Curtius-Förderpreis für Essayistik (1997), dem Hermann-Lenz-Stipendium (1998), dem Bruno-Kreisky-Anerkennungspreis (1999), dem Heimito-von-Doderer-Förderpreis (2000) und dem Preis der Stadt Wien für Publizistik (2000).

DER LAUDATOR

Antonin J. Liehm wurde 1924 in der Tschechoslowakei geboren und lebt heute in Paris. Er schloss 1949 das Studium der Politikwissenschaften ab. Bis 1969 arbeitete er als Journalist und Übersetzer und war Mitglied der kollektiven Leitung der Zeitschrift tschechoslowakischer Schriftsteller *Literarni Noviny*. Er lehrte u.a. an der Universität von Paris, der Ecole des Hautes Etudes en Science Sociales, der City University of New York, der University of Pennsylvania, der Universität Genf und der National Film School in London.

Als scharfer Beobachter des politischen Geschehens untersucht er insbesondere die Beziehungen zwischen Kultur und Politik. Im Jahre 1977 war er Organisator und Koordinator der „Biennale di Dissenso Culturale“ in Venedig.

Seit 1984 ist er Herausgeber der von ihm gegründeten intellektuellen Zeitschrift *Lettre Internationale*.

Antonin J. Liehm ist Mitglied verschiedener kultureller Organisationen, u.a. des „PEN International“. Er wurde u.a. mit dem Critical European Prize (2000), dem Franz Kafka Preis und dem Leipziger Buchpreis zur europäischen Verständigung (1997) ausgezeichnet. Er publizierte u.a. *Socialisme à Visage Humain*, *Le Passé Présent*, *Closely Watched Films*, *The Milos Forman's Stories*, *The Most Important Art Film in the USSR and Eastern Europe After 1945* (zusammen mit Mira Liehm), auf Deutsch: *Gespräche an der Moldau*.

DIE JURY

Stefan Bellemann
Student (Heidelberg)

Dr. Helmut Böttiger
Literaturkritiker (Berlin)

Veronika Haas
Studentin (Heidelberg)

Uwe Kolbe
Lyriker (Tübingen)

Dr. Tatjana Michaelis
Verlagslektorin (München)

Michael Müller
Student (Heidelberg)

Matthias Schubert
Journalist und Dramaturg (Heidelberg)

DIE BISHERIGEN PREISTRÄGER

1993
Günter Coufal
für seine Erzählung „Am Fenster“

1995
Gabriele Kögl
für ihren Roman „Das Mensch“

1996
Barbara Köhler
für ihren Gedichtband „Blue Box“

Jörg Schieke
für seinen Gedichtband „Die Rosen zitieren die Adern“

1997
Daniel Zahno
für seinen Erzählband „Doktor Turban“

1998
Benjamin Korn
für seinen Essayband „Kunst, Macht und Moral“

1999
Norbert Niemann
für seinen Roman „Wie man's nimmt“

2000
Oswald Egger
für seine Gedichtbände „Herde der Rede“ und „Der Rede Dreh“

Hendrik Rost
für seinen Gedichtband „Fliegende Schatten“

2001
Sabine Peters
für ihren Erzählband „Nimmersatt“